

Jakob Hermann Obereit.



Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
der philosophischen Fakultät (I. Sektion)

der Ludwig-Maximilians-Universität
zu München

vorgelegt von

Berthold Zehme.



Universität Tübingen
FB. NEUPHILOLOGIE
BIBLIOTHEK

Lindau 1920

Buchdruckerei BERCHTOLD, vorm. Acherer.

Eingereicht am 25. November 1919.

Genehmigt auf Antrag der Herren Professoren:
Dr. Karl Borinski und
Geheimrat Dr. Franz Muncker.

Tag der mündlichen Prüfung: 23. Januar 1920.

Die Anregung zu vorliegender Arbeit gab mir mein sehr verehrter Lehrer, Herr Dr. Karl Borinski, a. o. Professor an der Universität München. Ihm sei für seine freundlichen Bemühungen herzlicher Dank abgestattet.

Ferner habe ich zu danken: den Herren Vorständen der Stadtbibliothek in Zürich (Dr. Hans Barth), des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar (Professor Schlösser), des städt. Archivs in Lindau (Stadtpfarrer Haffner), der Kantonsbibliothek in Trogen (Professor Welti), Herrn Dr. Otto Franz Gensichen in Berlin, Frä. Melanie Lichti in Zürich, Herrn Dr. Thomas Stettner in Ansbach, Herrn Professor Dr. Vaihinger in Halle. .

Der Verfasser.

Universität Tübingen
F.B. NEUPHILLOGIE
BIBLIOTHEK

Lindau 1920

Buchdruckerei BERGHOFF, vorm. Schöberl

Einleitung

Inhalts-Verzeichnis

Frau Emma Hübner

in Dankbarkeit und Verehrung
zugeeignet

vom Verfasser.

Es ist in Folgenden versucht, Oberer's Leben mit besonderer Berücksichtigung seiner Beiträge zur Literatur darzustellen. V
Nicht zur Klarheit durchzuführen ist die Zeit, die er als Lehrer an der Universität zu Bonn verlebte, da er sich damals nicht für die Philosophie, sondern für die Naturwissenschaften interessierte. In Bonn hat er sich mit der Philosophie beschäftigt, und zwar mit der Philosophie der Naturwissenschaften. In Bonn hat er sich mit der Philosophie beschäftigt, und zwar mit der Philosophie der Naturwissenschaften. In Bonn hat er sich mit der Philosophie beschäftigt, und zwar mit der Philosophie der Naturwissenschaften.

Goethe schreibt im 7. Buch von Wahrheit und Dichtung: „Und davon sollte in der Geschichte, vorzüglich in der Naturgeschichte Rede sein, denn nicht in sofern der Mensch etwas zuerkennen kann, sondern in sofern er wirkt und gereizt, und anderer zu wirken und zu gereizen anregt, bleibt er bei der Dichtung.“ Das hat Oberer wirklich getan und so mag das Wort als Motto seiner Lebensgeschichte vorangesetzt sein.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Einleitung	5
I. J. H. Obereits Lebensgeschichte	6
II. Obereits literarische Tätigkeit und sein Verhältnis zu Bodmer	16
III. Obereits Streit mit Johann Georg Zimmermann	19
IV. Obereit und C. M. Wieland	26
V. Obereit und Goethe	30
VI. Anmerkungen	33
VII. Obereits Schriften	36
VIII. Literaturangaben	38



Einleitung.

Vor mehreren Jahrzehnten¹ trat plötzlich ein Mann aus dem Dunkel der Vergessenheit, der in der Geschichte der Geisteswissenschaften des 18. Jahrhunderts eine gewisse Rolle spielte. Es war der Nibelungenentdecker Jakob Hermann Obereit, ein Mann von bedeutendem Wissen, der „drey oder vier Reiche der Natur zu regieren hatte“,² aber auf keinem Gebiete wirklich Hervorragendes leistete. Es fehlte ihm schöpferischer Geist und die Kraft, sich zu bescheiden. Allen Einflüssen des Jahrhunderts war sein empfängliches und dürstendes Herz zugänglich. Er war „immer strebend bemüht“, wie Faust, konnte sich aber nicht zur Klarheit durchringen. Er starb als ein Einsamer zu einer Zeit, als Deutschlands geistiges Leben in herrlichster Blüte stand, die er prophetisch geahnt, aber nicht sah, als sie sich lichtvoll entfaltet hatte.

Es ist im Folgenden versucht, Obereits Leben mit besonderer Berücksichtigung seiner Beziehungen zur Literatur darzustellen. Lohnender wäre es wohl, wenn einmal ein Berufener seine Stellung zur Philosophie zum Gegenstand einer Untersuchung machte. Hat doch Salomon Maimon³ sehr rühmend über den Philosophen Obereit geurteilt: „Genaue Bekanntschaft mit allen philosophischen Systemen, richtige Beurtheilung derselben und unpartheyische Bemerkung ihrer Mängel leuchtet überall hervor. Aber noch über diesem eine tiefe, über allen Ausdruck erhabene Einsicht in die Möglichkeit ihrer Vereinigung, diesen Vereinigungspunkt ausfindig zu machen, und eine edle Einfalt im Vortrage, die ihresgleichen kaum hat.“

Goethe schreibt im 7. Buch von Wahrheit und Dichtung: „Und davon sollte in der Geschichte, vorzüglich in der Biographie die Rede sein: denn nicht in sofern der Mensch etwas zurückläßt, sondern in sofern er wirkt und genießt, und andere zu wirken und zu genießen anregt, bleibt er von Bedeutung.“ Das hat Obereit redlich getan und so mag das Wort als Motto seiner Lebensgeschichte vorangesetzt sein.

I. J. H. Obereits Lebensgeschichte.

Die Obereits sind ein altes Lindauer Geschlecht. Schon 1534 nennt das erste Tauf- und Traubuch den Namen, und die Lindauer Chronik erwähnt im Jahre 1637, zur Zeit der schrecklichsten Pestepidemie einen Brechen (= Pest)arzt Heinrich Obereit, der die Seuche heldenmütig bekämpfte, aber selbst ein Opfer seines Berufes wurde. Der Vater Jakob Hermann Obereits war der Tradition der Familie nicht gefolgt, hatte früh den Bodensee verlassen und war zuerst in Lyon, später in Arbon am Bodensee als Kaufmann tätig. Er hatte aus Frankreich große Neigung zur Theologie und Mystik mitgebracht und unterhielt mit bekannten Häuption dieser Geistesrichtung freundschaftliche Beziehungen. Besonders verehrte er Charles Hector Marsay,⁴ der ihm persönlich bekannt war. Marsay hat die französische katholisch-quietistische Mystik nach Deutschland verpflanzt und zur Übersetzung und Verbreitung der Schriften von Madame Bourignon⁵ und Madame de Guyon⁶ beigetragen. Ursprünglich orthodoxer Theologe entfernte sich Obereits Vater mehr und mehr vom Kirchenglauben und wurde später sogar wegen einer Schrift über die „Allzurechtbringung aller Dinge“ von der Lindauer Geistlichkeit auf ein Jahr exkommuniziert. — Die Mutter war eine „in besten Kreuzproben bewährte redliche Landsmännin“ ihres Mannes. Der Sohn rühmt ihren „scharfen Verstand, große Bedenklichkeit und Geschicklichkeit zu allem Dienlichen.“⁷ Der 1734 geborene Sohn Ludwig wurde später kurfürstlich-sächsischer Finanz-Oberbuchhalter in Dresden und genoß als Mathematiker und Verfasser zahlreicher Schriften⁸ bedeutenden Ruf. Er hatte den praktischen, allem Übersinnlichen fernstehenden Geist der Mutter geerbt. In seinen Briefen an Bodmer erwähnt Jakob Hermann auch eine Schwester, die aber in jüngeren Jahren starb.

Jakob Hermann Obereit⁹ wurde am 2. September 1725 zu Arbon am Bodensee geboren. Als er sieben Jahre alt war, erhielt der Vater die Stelle eines Rentamtsbuchhalters in Lindau.

Von Jakob Hermanns erster Jugendzeit berichtet „eine psychologische Geschichte, Theantis und ihr Schweizerphilosoph.“ Er war ein außergewöhnlich begabtes, frühreifes Kind, das schon mit neun Jahren ein maßloses Studium begann. Die reiche Bibliothek des Vaters bot eine Fülle von Stoff. Sie enthielt hauptsächlich theologische Werke, aber auch historische und medizinische, letztere die Hinterlassenschaft eines Onkels väterlicherseits, der, wie fast alle Obereits, Medizin und Chirurgie studiert hatte. Der Knabe fing nun an, nachdem er die ganze Kirchen- und Ketzerhistorie und die Kirchenväter studiert hatte, „zu philosophieren, vom Ende aller Dinge zu ihrem Anfangsgrunde zurückzugehen. Da nemlich am Ende aller Dinge Gott alles in allem seyn soll, so schloß er rückwärts, so muß es im Anfang gewesen seyn, da natürlich klar aus Gott selbst, dem reinen Allgrunde zuerst alles vollkommen seyn kann, alles von lauter göttlicher und im Grunde verborgener Ursprungs-, Musters- und Zielsherrlichkeit. Und so gebahr die theologische Allzurechtbringungslehre des Vaters einen jungen philosophischen Pantheisten.“¹⁰ Mit geistlichen Übungen, strengen Selbstprüfungen und innigen Gebeten suchte er Gott näher zu kommen. Doch bewahrte er seinen heiter-kindlichen Sinn, war ein fleißiger Schüler, der unter seinesgleichen größte Achtung genoß. Selbstlos und ohne Überhebung half er weniger begabten Freunden bei den Schularbeiten und seine Kameraden verliehen ihm ob seiner Gelehrsamkeit in scherzhafter Weise den Titel eines Doktors. — Nach seiner Schulzeit kam Obereit zu einem Wundarzt in Arbon in die Lehre, trotzdem er eigentlich zum Studium der Theologie neigte. Doch die Eltern, die durch die schon oben erwähnten Erfahrungen auf die Geistlichkeit nicht gut zu sprechen waren, widersetzten sich dem Herzenswunsch ihres Sohnes. Obereit schickte sich in seinen Beruf, hatte er doch, dank der medizinischen Bibliothek seines Onkels auch auf diesem Gebiete gute Kenntnisse erworben. Der Lehrmeister war mit seinem Schüler sehr zufrieden, überließ ihm bald Patienten zur selbständigen Behandlung und disputierte gern mit seinem Lehrling über medizinische Fragen. 1743 war die Lehrzeit beendet und Obereit machte sich auf die Wanderschaft und kam über München, Augsburg, Nürnberg bis nach Wien. Hier hatte er mancherlei Mißgeschick und scheint mehr barbiert als operiert zu haben.

Sein Beruf befriedigte ihn nicht. Doch fand in jener Zeit die Chirurgie auf den Universitäten Eingang, wenn auch ihr wissenschaftlicher Charakter noch lange bestritten blieb. Obereit schrieb an seinen Vater, er möchte ihm das Studium auf einer Universität ermöglichen. Der Vater wandte sich an den Lindauer Magistrat, der dem Sohn ein Stipendium unter der Bedingung bewilligte, seine ärztlichen Dienste später der Stadt Lindau zu widmen. Nach kurzem Studium in Halle finden wir Obereit im Herbst 1747 in Berlin, wo er sich besonders in praktischer Chirurgie und „Entbindungskunst“ ausbilden wollte. Mehr aber als sein Fachstudium zogen ihn die Vorlesungen von Johann Heinrich Pott¹¹ über Chemie an. Potts Untersuchungen der Metalle weckten seinen gefährlichen Hang zur Alchymie. — Die Berliner Studienjahre (1747—1750) waren voll von hochtrabenden Plänen und Hoffnungen. Neben Anatomie und Chemie beschäftigte er sich mit der Philosophie Newtons und Leibnitzens, begeisterte sich an den Klassikern des griechischen und römischen Altertums, schenkte aber auch der Zeitliteratur rege Beachtung. Er war anfänglich¹² ein überschwänglicher Verehrer Klopstocks und Miltons und begrüßte mit besonderer Freude die Bestrebungen der Schweizer und an erster Stelle die Bodmers, die alte deutsche Poesie wieder zum Leben zu erwecken. — 1750 kehrte er über Godelsheim (bei Arolsen) wo er Marsay, den schon erwähnten Freund seines Vaters besuchte, nach Lindau zurück. In Obereits „Einsamkeit der Weltüberwinder“ (S. 93) lesen wir: „In mannbarer Jugend mußte ich einige Jahre den Krieg versuchen, um in harter Lebensart und in edler Großmut mich frei nach allen Kräften zu üben.“ Danach scheint Obereit als Feldscher Kriegsdienste geleistet zu haben. Wir wissen jedoch nichts Bestimmtes darüber. Schlichtegroll¹³ deutet diese Stelle symbolisch. — Obereit wurde in Lindau als „Opérateur und Medicinæ Practicus“ angestellt. 1752 erfolgte seine Bestallung zum Geburtshelfer und „Hebammenmeister“. In dieser Eigenschaft hat er für seine Vaterstadt viel Gutes getan. Das Lindauer Archiv verwahrt einige Schriftstücke, die über seine Tätigkeit interessanten Aufschluß geben. Er ging scharf ins Gericht mit gewissenlosen Hebammen, die sich „entsetzliche Frevel und mutwillige Verwahrlosungen“ bei der Ausübung ihres Berufes zuschulden kommen ließen. Um Abhilfe zu schaffen, richtet er

eine Beschwerde nach der andern an den Magistrat und bringt zum Belege für das gefährliche Treiben einzelner Hebammen bis ins genaueste gehende Krankheitsgeschichten, — grausame Dokumente einer Wissenschaft, die damals noch in den Kinderschuhen steckte. Obereit hatte mit seinen Bemühungen insofern Erfolg, als die Obrigkeit seinen „Anhang zur Hebammenordnung“, in der er alle jene Fälle beschrieb, bei denen voraussichtlich eine schwere Geburt zu erwarten war, genehmigte und sämtliche Hebammen in Stadt und Land eidlich darauf verpflichtete. Dadurch machte er sich nicht nur die Hebammen sondern auch seine eigenen Kollegen zu Feinden. Ein gewisser Physikus Dr. Müller verfaßte im Namen der gekränkten Hebammen eine Schmähschrift, worin bezweifelt wurde, daß der „Accoucher“ selber imstande sei, aus den in Obereits Schrift angegebenen Anzeichen auf eine unregelmäßige Geburt zu schließen. Obereit verlor durch diese Streitigkeiten allmählich seine Praxis und suchte Trost in Philosophie, Literatur und vor allem in seinen „hermetischen Feuerarbeiten“. Er unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel mit Lavater, Pfenninger, Tobler, Stolz, Hirzel und anderen angesehenen Schweizern. Mit Bodmer ist er seit jenem ersten¹⁴ Briefe aus Berlin 40 Jahre hindurch in ständiger Fühlung geblieben. Die Freundschaft Wielands, dessen Bekanntschaft er auch in dieser Zeit machte, begleitete ihn durch sein ganzes Leben. Trotz seiner vielseitigen Tätigkeit hatte er noch Zeit, sich wenigstens theoretisch mit seinem eigentlichen Beruf zu beschäftigen. 1763, im Todesjahr seiner Mutter, wurde er auf Grund einer medizinischen Abhandlung „Universalis Confortativa Medendi Methodus“ zum Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt. Er verlor aber bald die Beziehungen zu ihr, da er keine weiteren wissenschaftlichen Arbeiten mehr einreichte. Seine Hauptliebhaberei blieb aber die Alchymie. „Ich bin eine Zeit her nichts weniger als ein Poet oder Kritiker, ausser in der Chymie. Ich lasse die widerwärtigsten Wesen, die streitendsten Extreme der Natur auf eine neue Art zusammenkommen, erniedrige die Gewaltigsten, erhöhe die Sanftesten, beseele die Leiber, verkörpere die Geister, rufe Licht aus der Finsternis und die schönste Ruhe aus der Hölle,“ schreibt er am 12. April 1761 an Bodmer. Diese kostspieligen Versuche verschlangen sein mit dem Abflauen der Praxis ohnehin nicht mehr

reichliches Einkommen und brachten auch Obereits Familie in finanzielle Schwierigkeiten, die von Tag zu Tag größer wurden. Obereits Bruder Ludwig mußte oft helfen. Trotz dessen dringenden Vorstellungen ließ Jakob Hermann nicht von seiner gefährlichen Leidenschaft, ja, er machte noch größere Anstrengungen, den „Stein der Weisen“ zu finden, als 1769 der Vater sein städtisches Amt verlor. „Er hat hiesigem Publico nun 38 Jahre als Rentamtverwalter gedient und das Rentamt hat ihm, da er dasselbe zuerst in der größten Konfusion und elenden Mangelhaftigkeit sowohl an Geld als Kredit angetroffen, alles zu danken, da er alles von Anfang mit fast unglaublichem Fleiß in richtige Ordnung, zahlbaren Stand und größten Kredit für hiesig Publikum gesetzt und darin bis in sein Alter erhalten unter fast beständig überhäuftten Geschäften und großen Beschwerden bey geringen Salario. Wie aber das Alter gemeiniglich nicht mehr prestieren kann, was die jüngeren und besten Jahre, so ging es auch meinem L. Vater seit etwan 10 oder mehr Jahren, da die Geschäfte nicht weniger, die Schwachheiten aber, vornehmlich des Gedächtnisses, immer größer worden, daß er unter dem Überlauf der Leute, die grad immer spedierte seyn wollten, in Eil oft vergessen, aufzuschreiben, was er aus der Rentkasse gebührend bezahlt hatte, oder sich etwan zuweilen überzählte oder andere Rechnungsfehler machte und da er den alten Fehlern und Vergessenheiten wegen immer neuen mehr dringenden Geschäften nicht nachgehen konnte, so vermehrte sich der Rechnungsabgang, obgleich die Kasse an sich selbst richtig geführt wurde, meinem Vater meist unwissend und unversehens in letzten Jahren auf einige Tausend fl., die endlich bey einer plötzlich zu machenden und einsmals just nicht möglichen Rentamtszahlung entdeckt worden; alle Jahre fanden sich zwar einige vergessene Posten wieder, die man noch in Rechnung nachbringen konnt, aber nicht alle. Ob nun wohl die vergessne Posten schon bezahlt, nicht zum Schaden des Rentamts, das dieselbe schuldig war und nur auf der Rechnung auf dem Papier als Abgang waren, so mußte doch mein L. Vater diesen Rechnungsabgang als wirklichen Kassenabgang aus seinem eigenen und seiner Kinder ganzem Vermögen bezahlen, ersetzen, bis auf den letzten Heller gut machen, ohne einige Gnade, noch Nachlaß von hiesigen Magnaten. ohngeacht aller gründlichen

Demonstrationen und Suppliquen meines Vaters, der, weil er unparteyisch gegen hohe wie niedere sich in seinem Amt verhielte und den Großen nie geschmeichelt, sondern geradewegs gegen sie jederzeit gethan hatte, was rechtschaffen zu thun war, eben deswegen keine Gunst noch Gnade bei hiesigen Großen erhielt und Altersschwachheiten, eben als wenn es Verbrechen gewesen wären, büßen mußte, obgleich sonst jedermann, außer den Großen, mit meines L. Vaters Redlichkeit jederzeit zufrieden und vergnügt und seiner Ehrlichkeit versichert war, worüber nie die geringste Klage Ursach zu Argwohn gegeben. Wem sollte bey solchem Procedere ein Vaterland nicht verleiden?“ (Den 24. Februar 1770 an Bodmer.)

Ludwig Obereit in Dresden und ein edler Bürger von Lindau linderten die höchste Not. In diesen schweren Zeiten wurde Jakob Hermann von Wieland die Würde eines Doktors der Philosophie verliehen. „Von einem solchen Genie, als Wieland ist, wollte ich lieber, obgleich so spät, einen Titel annehmen, der zu meinen jetzigen Umständen nicht unfüglich seyn möchte, als von manchem Dutzend Universitäten, unde asini in patriam“¹⁵. . . „Eine sehr gute Fügung der Umstände meines Schicksals macht, daß ich mit Annehmung des Dokortitels zugleich die mir unnütze und an besseren Geschäften hinderliche Operateurs-Stelle niederlegen und einem jungen geschickten Menschen, der alle nötigen Eigenschaften dazu hat und kürzlich hieher gekommen, abtreten oder in die Hände spielen kann; ich bin froh, daß ich aufs Bequemste durch den philosophischen Charakter von allem Gewirr der gewöhnlichen mediz. und chirurg. Handwerks-Neider völlig loskommen kann, da ich sonst durch die Annehmung des med. Doktorats ihnen ebensowohl die letzte Ölung hätte geben können, aber meine unbeneidete philosophische Retirade in die Stille unendlich vorzog. Ich habe schon lange überflüssig Geschäfte, ohne Medizin und Chirurgie, die ich andern als campum apertum gern überlasse, nur noch philosophischer Zuschauer bleibend, daher denn bey Wielands offertes viele gute Absichten zugleich auf einmal erfüllen konnte, ob ich gleich vorher nicht daran gedacht und mir am wenigsten eingebildet.“ (29. April 1769 an Bodmer.)

Das Leben in seiner „kleinen Tartarey“ Lindau unterbrachen oft kleine Reisen, meist in die benachbarte Schweiz. Hin und

wieder besuchten ihn auch auswärtige Freunde, z. B. Lavater, Sulzer, Füßli, mit denen er sich über die verschiedensten Fragen der Zeit unterhielt und denen er seine Manuskripte vorlas. „Er hatte,“ schreibt Zimmermann,¹⁶ „die sündhafte Gewohnheit, ein Manuskript nach dem andern aus der Tasche zu ziehen und vorzulesen.“ Die Lindauer hatten für ihren vielseitig begabten Hebammenmeister kein Verständnis, bei ihren Frauen und Töchtern fand er mehr Interesse und Entgegenkommen. In seinen Briefen erwähnt er unter verschiedenen Decknamen seine zahlreichen Freundinnen: eine Debora, Timmia oder Timmiada, Myrrhina, Artemisia und besonders oft Emypyrea, manchmal auch Theantis oder Philäthra genannt. „Sie ist weder Fräulein noch Viehmagd, doch unter ihren Vormüttern ist eine von taxischem Adel, sie ist weder dick noch mager, weder kurz noch lang, blond und nicht braun, ein gut rund Gesichte . . . und endlich ist sie die gern ledige Tochter ihrer ungern es sehenden Frau Mutter, einer Posamentiersfrau.“¹⁷ Theantis war schon in früher Jugend in mystisches Fahrwasser geraten. „Frühe von Kindheit an hatte sie gut schweigen, thun und leiden gelernt, sich an der hl. Schrift und so einfältig kernhaften Schriften, vom Leben mit Gott oder Christo in stillem Geist, sehr frühe erbaut und zu halten am besten gefunden, wie Thomas von Kempis und seinesgleichen waren.“¹⁸ Obereit kannte Theantis seit 18 Jahren und hatte ihre Seele nach seinem Sinne geformt. Ihre Eltern waren mit ihrer Neigung nicht einverstanden, da Obereit nicht der Mann war, für eine sorglose, geordnete Zukunft zu bürgen. Das Verhältnis verursachte häuslichen Unfrieden, und die treue Theantis hatte kein beneidenswertes Los. Obereit setzte es durch, sie einige Zeit von zuhause zu entfernen. In Begleitung seines Bruders und einer Freundin reiste sie nach Zürich, wo sie sich bei verschiedenen Freunden Obereits aufhielt. Dort hat auch Bodmer ihre Bekanntschaft gemacht. „Haben Sie, mein theuerster Herr, unter den beiden Frauenzimmern, die mein Bruder zu Ihnen mitgebracht, diejenige wohl bemerkt, die meist stillschweigend in schäferischer Einfalt der alten Welt aufgezogen kam, die empfindungsvolle, die unter dem Namen Emypyrea vormals Ihnen bekannt war. Ich möchte gern ein wenig wissen, was vor Beobachtungen Sie an ihr gemacht, wenn Ihre Aufmerksamkeit nicht damals zu sehr verteilt war?“ (14. Juli 1767.) Auf diesen

Brief ist von Bodmers Hand geschrieben: „Beantwortet den 19. Juli 1767.“ Auf der dritten leeren Seite steht folgendes Gedicht:

Auf Emphyrea.

„Also erscheint die Unschuld, wenn sie in die irdischen Hütten
Kömmt, sie behält dann so die Reize der Himmelsbewohner,
Wann der Liebling dem Freund mit Freunden untadelig lachet,
Aber die Bosheit Gall auf sie, die Verleumdung ihr Gift sprützt.“

Emphyrea kam bald wieder nach Lindau zurück. Sie bestärkte Obereit und seinen brotlos gewordenen Vater in ihrem Vorhaben, für immer nach der Schweiz zu ziehen. „Emphyrea hatte den Einfall, sie mit uns möchte am liebsten auf den Zürichberg ziehen, wenn es möglich wäre. . . . Wir sind reformiert, so gut als lutherisch, überhaupt protestantisch, und wären gern allenfalls republikanisch, wenn die Republik nicht zu teuer wäre, oder Freunde, die kein Bürgerrecht verlangen, den bloßen Schutz nicht zu teuer erkaufen müßten.“ (24. Febr. 1870.) Aber erst nach dem Tode des Vaters (1776) verließ Obereit mit seiner Braut Lindau und vermählte sich ein Jahr später in Winterthur mit ihr. Sie war 42, er 52 Jahre alt. Nur acht Wochen dauerte sein Eheglück, dann starb Theantis an der Schwindsucht. Johann Georg Zimmermann schildert ihren Tod mit folgenden Worten:¹⁹ „Sie betrug sich auf ihrem Totenbett wie ein Engel. Seelenverbindungen, sagte er, (Obereit) trennt weder Entfernung noch Tod. Er sang in der Todesnacht stundenlang aus vollem Halse. Er war der Deification seiner Gemahlin mathematisch gewiß.“ Und Obereit schreibt am 7. April 1777 an Bodmer: „Frauenliebe im Alter scheint oft doppelte Torheit, der bin ich jetzt doppelt unterworfen, da ich eine Frau noch als einen Geist liebe, und wenn nur meine Muse enthusiastisch genug wäre, gern ein neuer Petrarch.“ Theantis starb im Hause des Apothekers Sulzer in Winterthur, der Obereit sein Laboratorium zur Verfügung gestellt hatte. Da er aber den „Stein der Weisen“ immer noch nicht fand, zog er nach Bern, wo er bei einem um die Alchymie sehr interessierten schweizerischen Hauptmann Raum und Mittel zu weiteren Versuchen fand. Nachdem er dann noch eine Weile bei Lavaters Bruder, der Arzt in Zürich war, ebenso erfolglos weiterexperimentiert hatte, beschloß er endlich seinen „hermetischen Lebenslauf“ und verließ 1781 die Schweiz. Bei Lavaters Bruder hatte er „Die Einsamkeit der Weltüberwinder“ geschrieben,

ein Buch, das — hauptsächlich gegen J. G. Zimmermann gerichtet — ihn in ganz Deutschland bekannt machte.

In den folgenden Jahren zieht Obereit überall in Deutschland umher. „Dabey konnte ich von Zeit zu Zeit in manchem schönen einsamen Winkel der Erde ausruhen, um alles Gelernte und Gesehene zu vergleichen, mich selbst dagegen zu prüfen, und endlich manchmal zu überlegen, was ich selbst zuletzt für eine Lebensart ergreifen wollte, als wozu mir vielerley Wege offen stunden.“²⁰

Eine Zeitlang wohnte Obereit bei seinem Bruder in Dresden, machte dann in Hannover Zimmermanns persönliche Bekanntschaft, hielt sich danach mehrere Wochen in der Oberlausitz bei einem Hofrat Nietsche auf und begab sich 1784 zu Wieland nach Weimar, wo er sich schon einmal im Jahre 1782 aufgehalten haben muß, denn Goethe schreibt im Oktober dieses Jahres an Frau von Stein: „Wenn die regierende Herzogin Oberied gern sehen will, so ist kein schicklicherer Weg als ich bringe ihn zu Dir und da kann sie von ohngefähr dazu kommen.“

— Am 31. Dezember 1784 schreibt Sophie Becker, die Begleiterin Elise von der Reckes in ihr Tagebuch:²¹ „Bis 7 Uhr Abends waren wir mit den beiden Wurmb's und der Frau von Lengefeld bei der Gräfin (Bernstorff). Sie hatte, unsere Neugierde zu befriedigen, den Herrn Obereit auch zu sich gebeten. Dieser Mann ist uns durch Zimmermanns Einsamkeiten zuerst bekannt geworden. Er ist Geisterseher; sein berühmtestes Werk heißt: Sieg der Einsamkeit über die Welt. Er glaubt, daß in allen Körpern die sonst benannten, wesentlichen Eigenschaften Wirkungen gewisser Kräfte oder Geister außer ihnen sind, z. E. die Schwere ist eine Kraft, Leichtigkeit eine u. s. w. Die vorzüglichsten Eigenschaften jeder Kraft sind Zusammenziehung und Ausdehnung; damit man aber ja nicht an Materie dabei dächte, setzte er hinzu: eine unzerteilbare Ausdehnung. Je fester sich also eine Kraft in einen Punkt zurückzieht, je stärker ist sie. Dieser Satz leitet ihn nun auf die Fähigkeit der menschlichen Seele, Dinge zu wirken, die unsern vulgären Augen Wunder scheinen. Je mehr sich der Geist des Menschen vom Körper ab- und in sich selbst zurückzieht, je größer wird seine Kraft. Nun erzählte er uns ein Beispiel von seiner seeligen Liebsten, welche es in der Absonderung des Geistes vom Körper soweit

gebracht hätte, so daß sie von allem, was um sie her vorgegangen ist, in ihren Gedanken und inneren Geschäften der Seele nicht hat können gestört werden. . . .“

Trotz seiner gesellschaftlichen Ausnahmestellung und der zahlreichen Freitische behagte es Obereit nicht lange in Weimar. Das philosophische Jena lockte ihn mehr. Dort war mittlerweile Reinhold Professor geworden und hielt seine glänzenden Vorlesungen über Kants Lehre. Obereit, der 1785 nach Jena übersiedelte, wurde sein begeisterter Schüler und veröffentlichte verschiedene philosophische Schriften. Er hatte sogar, wie einst in Winterthur die Absicht, philosophische Vorlesungen zu halten, doch glückte es ihm nicht, einen Lehrstuhl zu bekommen, weshalb er seine Zuhörerschaft, die aus Studenten und biederen Bürgern bestand, in den Kneipen Jenas um sich versammelte.²² — Noch einmal lächelte ihm das Glück. Der Herzog von Meiningen besuchte den Philosophen und lud ihn ein, an den Hof zu kommen. Obereit folgte dem Rufe und nannte sich nun stolz „Herzoglich-Meiningischer Hofphilosoph“. Auf die Dauer gefiel ihm aber das sichere, sorglose Leben am Hofe nicht. Schon 1788 beklagte er sich einem Freunde gegenüber,²³ daß ihm seine galanten Pflichten zu größeren Werken keine Zeit ließen. Nach fünfjährigem Aufenthalt kehrte er wieder nach Jena zurück und führte dort, auf die Unterstützungen seiner Freunde angewiesen, ein armseliges Leben. Er wohnte im Hause Fichtes, der Reinholds Nachfolger in der philosophischen Professur geworden war, und studierte in den letzten Lebensjahren noch Fichtes Lehre. Kurz vor seinem Tode versöhnte er sich noch mit seinem alten Gegner Zimmermann und starb am 2. Februar 1798 trotz schmerzhaftester Krankheit und drückendster Armut heiteren Sinnes und dankbar, wie er sein ganzes Leben hindurch gewesen war.

II. Obereits literarische Tätigkeit und sein Verhältnis zu Bodmer.

Um ein ausführlicheres Bild von Obereits literarischer Tätigkeit zu geben, ist in erster Linie auf Crügers Arbeit hinzuweisen. Sie bezieht sich auf die Anteilnahme, die Obereit an den Bestrebungen Bodmers um die Wiedererweckung der alten

deutschen Poesie nimmt, und stellt Obereits Hauptverdienst — wenn man einen glücklichen Zufall so nennen will —, die Auffindung des Nibelungenliedes²⁴ in der Hohenemser Bibliothek nach genau 200jährigem Verschollensein²⁵ in den Mittelpunkt. Crüger hat Obereits wichtigste Briefe an Bodmer bis zum Jahre 1759 abgedruckt. Es leuchtet aus ihnen eine Begeisterung und Liebe für die Dichter des „schwäbischen Zeitpunktes“ hervor, wie sie damals ungewöhnlich war. Obereit sah „poetische Funken“ aus den alten Pergamenten springen, während andere über diese Dichtungen gar nicht oder sehr geringschätzig urteilten. Er hatte auch für die Bedeutung seines Fundes ein besseres Auge als Bodmer, der schrieb: „Es ist einigen Neugierigen zu Gefallen geschehen, daß man etliche merkwürdige Stellen aus dem vördern Theile des Gedichtes von den Nibelungen absonderlich ausgezogen hat. Man siehet keinen Anschein, daß er jemals werde ganz gedruckt werden. Es ist in der That für den Ruhm des schwäbischen Zeitpunktes am besten gesorget, wenn man nicht alles, was noch in dem Staube verborgen liegt, an den Tag hervorziehet.“²⁶ Obereit gibt für die damalige Zeit recht treffende Urteile. Er stellt die altschwäbischen Dichter über die Griechen und Römer und schreibt nach Erhalt der Manesseschen Sammlung, die ihm Bodmer zugeschickt hatte: „Die witzigen Deutschen müssen gar zu wenig Geschmack an den natürlichen Lieblichkeiten haben oder finden können, wenn sie die Minnesänger nicht lieb gewinnen, die außer ihrer Naivité noch viele andere schöne Vorzüge haben und gemeinlich bei aller ihrer Fülle ihrer Amours doch moralischer sind, als die neuen Anakreonten, die von Lieb und Wein zugleich sehr trunken sind.“²⁷ An anderer Stelle: „alles Schöne, was nicht so fließend und leicht eingeht wie Canitz, Hagedorn, Gellert, hat gar leicht das Unglück, liegen zu bleiben. Man muß hieraus einen für die Deutschen sehr schmähhichen Schluß ziehen, daß man sie, die doch so gerne Affen sind, zu Bemerkung ausnehmend edler einheimischer Schönheiten des Geistes mit Peitschen und Keulen zu treiben hat.“²⁸

„Ich habe längst gedacht, daß die Minnesängersprache hätte in Deutschland bleiben und darauf fortgebaut werden sollen, so hätten wir eine fast so gut als englische Sprache.“²⁹

„Dennoch scheint das Säkulum nach und nach ein wenig

geistiger, wenigstens zuerst nach Affenart zu werden bis nach manchen durchflossenen Irrsternwirbeln endlich die Reihe auch an die Sonne kommen wird, mit natürlichem Glanz und Feuer zugleich original alles näher zu durchdringen, da dann auf der einten, lichtfähigen Seite der Welt die größte mögliche Vollkommenheit mehr offenbar werden kann, auf der andern, lichtscheuen und feindlichen das größte Verderben, die erstaunlichsten sowohl als die entsetzlichsten Dinge im Geist rücken immer näher. Gott mit uns! Laßt uns zu allem recht bereit mehr und mehr seyn und werden.“³⁰

Obereit hatte zu viel Interessen, um auf einem Gebiet Bedeutendes zu leisten. So waren auch seine literarischen Arbeiten nur dürftige Versuche. Es liegen darüber nur bescheidene Nachrichten vor, und es wäre ein hoffnungs- und fruchtloses Bemühen, aus der Unmenge der Zeitschriften des 18. Jahrhunderts die Erzeugnisse aus der Feder Obereits zusammen zu suchen, besonders da er seine Urheberschaft meist unter den verschiedensten Decknamen zu verbergen suchte. Er wollte dem Publikum „anonymisch“ dienen. „Was geht die Welt mein Namen an? Cui bono?“ schreibt er am 14. November 1758.

Obereit hat schon „im 9. Jahre zu versifizieren“ angefangen. Später begeisterte ihn das Erscheinen der ersten Gesänge des Messias zur Nachahmung. Er fand keinen erhabeneren Gegenstand „als, nachdem nun Messias im Laufe seiner tiefsten Erniedrigung zu seiner Erhöhung besungen worden, den Messias in seiner Herrlichkeit, wie er zum letzten Gericht kommt, bis zur Allzurechtbringung aller Dinge, bis zum All Gottes in Allem ohne Ende zum Gegenstand zu haben.“ Jedoch scheiterte die Ausführung des Planes daran, daß er sich nicht für wert hielt, diesen „hohen Gegenstand“ zu besingen. Er fand vorerst daran genug, sein Leben gottgefällig zu führen und seine Gedanken ganz auf sich selbst zu kehren. Einiges scheint er aber doch ausgeführt zu haben, denn er bittet Bodmer und Breitinger am 16. Mai 1757 um ihre „verbessernde Gedanken“ über seinen „geschwinden Versuch der Erhöhung der Messiade.“

Obereits klassische Studien gipfelten in dem Versuch, den Homer in deutsche Hexameter zu übertragen. Er hat sich stets für die Bemühungen einer deutschen Homerübersetzung interessiert. So schreibt er am 25. November 1756: „Läßt sich keiner

von denen des Griechischen wohl kundigen schönen Geistern in den Sinn kommen, die Verdeutschung der Iliade nicht den reimenden Griesen³¹ und Blohmen³² zu überlassen? Vielleicht gehört auch die Muse eines Landjunkers dazu, die Pope gehabt hat. Ist denn Blohm besser wie Gries?“ Und einen Monat später: „es sind überhaupt wenig Übersetzungen von Classicis gr. und lat. von den sonst immer übersetzenden Deutschen vorhanden, weder schlechte noch gute. Das wird seine schöne Ursache haben.“

Seine Übersetzung blieb fragmentarisch, vielleicht liegt Obereits Versuch in jener Übersetzung des 4.—6. Gesanges der Iliade vor, die 1760 in Zürich erschien und Bodmer zugeschrieben wird.

Die „Erhöhung der Meßiade“ und die Homerübersetzung waren die größten Anläufe, die Obereits literarisches Schaffen genommen. — Shakespeares Dramen, die ihm Bodmer sandte, haben keinen nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht. Er hat nur immer „einen sehr vergnüglichen Hang zu Shakespeares Zauberzirkel gehabt.“ (18. Aug. 1759.)

Im Übrigen beschränken sich unsere Kenntnisse von Obereits poetischem Schaffen auf einige kurze Andeutungen in seinen Briefen. So hat er einige Verse auf den König Friedrich gemacht, am 15. Sept. 1759 spricht er von einem Gedicht vom „Tode“, das er mit Youngs „Nächten“ in der Hand beim Tode seiner Schwester Clarissa (gest. 15. Aug. 1759) vollendet habe; am 25. Sept. 1761 übersendet er ein Stück seiner „Angélinde“, und am 11. April 1767 erhält er Bodmers Urteil über ein Schäfergedicht („daß es nicht sehr poetisch sey“). Am 21. März 1767 schreibt er: „Daß mich zuweilen auch noch ein poetischer Raptus ergreift, werden Sie aus beygelegtem 145. Stück des „Rechtschaffenen“³³ vorigen Jahres ersehen.“

Obereit war selbst nicht sehr eingenommen von seiner Poesie, denn er stellt mit Betrübniß fest, „die Einfalt, die ich so sehr suche, die ich bei einigen andern so schön, so einnehmend finde, fehlt meinem Ausdruck.“ (18. Okt. 1755). Doch hofft er, daß sein „Denken und Schreiben inzwischen nach und nach unvermittelter, natürlicher werde.“

Die unermüdlichste Tätigkeit entfaltet Obereit aber als uneigennütziger Gehilfe Bodmers, zu dem er in höchster Ver-

ehrerung aufnahm, trotzdem sich derselbe oft als undankbarer Freund erwies. Er sieht Bodmers Manuskripte durch, urteilt darüber, liest Korrekturen, besorgt den Druck und korrespondiert mit den Verlegern. Sein Urteil ist meistens enthusiastisch. Nach der Lektüre des „Brutus“ (1768) schreibt er begeistert: „neige nur, Berlin, dein stolzes Haupt vor dem frei erhabenen Zürich.“ Er besorgt den Druck der „Iariko“³⁴, „Heinrich IV.“, „Cato des Älteren“, der „neuen theatralischen Werke“³⁵ und vieler anderen Dramen. Er bietet sich als Herausgeber und „Korrektorem“ der „Literaturarchive“³⁶ an und will auch seinen Namen unter die Vorrede „frisch publice“ setzen, um Bodmer vor Kompromittierung zu schützen. „Und zwar den Namen Arminius! Er möge für die Nikolaiten³⁷ so viel bedeuten als Legion!“

So widmete Obereit Zeit und Arbeit dem Manne, der ihm nicht einmal den Entdeckerruhm der Nibelungen gönnte und der am 27. Juli 1755 an Dr. Laurenz Zellweger schrieb: „er hat mir noch einen weitläufigen Brief zugesandt, worin er Milton, Young und Klopstock stark einer Aufblähung, Süßlichkeit und niemals des Natürlichem beschuldigt. Er ist noch unzufriedener mit Klopstocks Theosophie. Ich habe aber weder Zeit noch Lust, mit ihm über diese Sachen Untersuchungen anzustellen und lehne es so gut ich kann ab.“

III. Obereits Streit mit Johann Georg Zimmermann.

Die ausführlichste Schilderung dieser Fehde gibt Rudolf Ischer,³⁸ doch scheint mir seine Darstellung der Objektivität zu ermangeln. „Ein frecher, verschrobener, dummdreister und lächerlicher Mensch“ ist Obereit keineswegs gewesen. Es stehen sich eben zwei Weltanschauungen gegenüber: Rationalismus und Irrationalismus. Auf der einen Seite der die Vernunft als höchste Instanz betrachtende Zimmermann, auf der andern Seite der von mystischer Schwärmerei erfüllte Obereit, der die Vernunft „ein entlehnend Mondlicht für die Erde“ hält. Hier der hochgeschätzte Arzt, der mit glänzendem Stile begabte anerkannte Schriftsteller, dort der ungewandte und wenig gekannte Philosoph.

Schon 1756 hatte J. G. Zimmermann ein kleines Buch „Betrachtungen über die Einsamkeit“ (Zürich) veröffentlicht. Er beschäftigte sich weiter mit diesem Thema, korrespondierte darüber mit Wieland und dieser wies ihn an Obereit: „Er hätte eines der größten Genies unserer Zeit werden können; er wird aber schwerlich etwas anderes als ein Poiret³⁹ oder gar ein Heiliger. Ich habe ihm schon oftmals entdeckt, daß ich auf Xenophons Menschen mehr halte als auf alle Heiligen der römischen Kirche. . . . Er ist kein alter Mann, kein Geistlicher, er ist, soll ich es sagen, aus dem Gefolge der Aeskulap. Mein Herr, ein Amtsbruder, ein Chirurgianus, oder noch eigentlicher, ein Operateur, und zwar ein geschickter und fleißiger. St! Mehr darf ich nicht sagen, ehe ich seine Willensmeinung hierüber weiß. Er wohnt weder hier (in Zürich) noch in der Schweiz; er ist auch kein bloßer Kosmopolite wie ich, sondern in einer Reichsstadt in Schwaben seßhaft. Er dünkt mich in der That kein Mann für Sie. Seine theosophisch-mystischen Ideen schicken sich zu den Ihrigen noch weniger als zu den meinigen, und ich müßte in der Tat besorgen, daß Ihnen ein jeder Brief von ihm Kopfweh machte. Wenn Sie inzwischen Lust haben, einige von seinen an mich abgelassenen Avisen zu lesen, so befehlen Sie. Er ist ein Phänomen, das gekannt zu werden verdient. Ich für meinen Theil lieb ihn von Herzen, obgleich unsere Köpfe sich wie Tag und Nacht gegeneinander verhalten.“ (Wieland an J. G. Zimmermann 15. Dezember 1756.)

Obereit hat sich über das oben erwähnte Fragment Zimmermanns nur brieflich geäußert. Natürlich hat es sein größtes Mißfallen erregt. Wieland teilt dies Zimmermann am 14. Jan. 1758 mit: „aber wissen Sie auch, daß Sie Herrn Obereit provoziert haben, da Sie eine Ninon⁴⁰ einer St. Therese⁴¹ vorziehen?“

1773 gibt Zimmermann ein zweites Bruchstück „Von der Einsamkeit“ (Leipzig) heraus. Daran entbrennt nun der öffentliche Kampf. Obereit verteidigt seine geliebten Mystiker und Anachoreten in der Schrift: „Ein Zimmermanns-Handlanger, von Liebesenthusiasten, und der allerfreyesten Republik der Einsamen Kiriath Sepher der Freymäuerinnen. Im Jahre der Welt 7275. Aus der Bergschotten Loge, sub Rosa.“ Da er für diese Verteidigungsschrift keinen Verleger fand, schickte er das Manuskript an seinen Gegner und bat ihn in 2 Briefen (am 12. März

und 19. Mai) um Veröffentlichung. Zimmermann gab dieser außer-
gewöhnlichen Bitte nach, änderte den unklaren Titel um, und
so erschien das Buch als: „Verteidigung der Mystik und des
Einsiedlerlebens gegen Herrn Leibarzt Zimmermann in Hannover
von Jakob Hermann Obereit, Dr. der Philosophie im Bodensee.“
Diese Obereitische Schrift war keine glückliche. Er hat Zimmer-
mann oft mißverstanden und urteilte parteiisch, indem er für
die gefährlichen Seiten eines einsamen Lebens keine Beispiele
anführt. Mit derselben Einseitigkeit hat aber auch Zimmermann
nur die Schäden und Auswüchse eines Einsiedlerlebens geschil-
dert. Er sah hinter der ehrlichsten Frömmigkeit und dem innig-
sten Versenken in Gott sinnliche Motive. Das hat Obereit in
Zorn versetzt. „Wenn in den allerwärts fliegenden Blättern von
der Einsamkeit nur ein einziger von wahrer Bescheidenheit gegen
Mystiker, Anachoreten und Coenobitenstifter zu finden gewesen
wäre, dann hätte ich nicht mögen die Feder aufheben,“ schreibt
er in dem ersten Briefe an Zimmermann. Trotzdem hält sich
seine Entrüstung in gemäßigten Grenzen. Er meidet heftige Aus-
fälle und grobe Beschimpfungen, wie solche Zimmermann im
3. Buche seines Hauptwerkes „Über die Einsamkeit“ gegen seinen
Gegner schleuderte. Hätte wohl sonst Zimmermann Obereits
Schrift folgenden Satz vorangestellt? „Ich versöhne vielleicht
den guten Mann mit den Sitten der heutigen Welt, indem ich
Sie (den Drucker) bitte, diesen Brief seiner Schrift vorzudrucken.
Auch ihm hier öffentlich bezeuge, daß ich mir jedes unsanfte
Wort gegen ihn verbiete, und ihn wahrhaftig verehere, obgleich
(sub Rosa sei es gesagt) unsere Sinnesart ebenso verschieden
ist wie schwarz und weiß.“

Damit hatte der Streit sein vorläufiges Ende erreicht. Es
vergingen mehrere Jahre. 1781 schrieb Obereit, als er bei Lava-
ters Bruder ein ruhiges Jahr in Zürich verlebte, seine zweite
Schrift, mit der er sich viele Anerkennung erwarb: „Die Ein-
samkeit der Weltüberwinder nach inneren Gründen erwogen,
von einem lakonischen Philanthropen. Mit Anmerkungen des
Herausgebers. Leipzig 1781.“ Dieser Herausgeber war Konrektor
Johann Friedrich Kleuker⁴² in Osnabrück, ein Freund Obereits.
Seine Feder ist in dem Buche überall zu spüren. Zimmermann
machte Kleuker dieser Herausgabe wegen ungerechterweise Vor-
würfe. Hat doch Zimmermann selbst Obereits erste Verteidi-

gungsschrift herausgegeben, weshalb sollte es nicht einem Fremden erlaubt sein?

Diese Schrift, in der die Gedankengänge der obenerwähnten ersten (von J. G. Zimmermann herausgegebenen) breiter ausgeführt werden, ist auch für heutige Menschen noch recht lesbar und es soll hier kurz auf sie eingegangen werden. Der Verfasser widerlegt an Beispielen aus dem Leben des hl. Antonius, Apollonius und anderer Einsiedler Zimmermanns Einwand, daß diese „Melancholiker und Hypochondristen“ gewesen seien. Im Gegenteil! Sie hätten ihre Tugend in der Einsamkeit gestärkt, hätten fern der Welt eine innere Kraft erhalten, die sie zu den erhabensten Handlungen, überzeugendsten Predigten und wunderksamsten Bekehrungen befähigt hätte. Sie seien durchaus nicht kränklich oder gestörten Sinnes gewesen, sondern hätten meist in größter Frische und glühendster Regsamkeit des Geistes ein hohes Alter erreicht. Die größten „Gesetzgeber, Regenten und Lehrer“ seien aus der Einsamkeit gekommen, denn die Gesellschaft sei der Ursprung des Lasters und des Verderbens. Aber man muß auch für die Einsamkeit von Natur geschaffen sein, der Geist muß empfänglich sein für die Weihe eines einsamen Lebens. Wenn auch den Einsiedlern und Mönchen nicht jeder Mensch nachfolgen kann und soll, den Mystikern aber, den „innersten Geist-Erfahrenen“ sollte jeder, wenn auch in bescheidenem Maße, nachstreben. Die Mystiker sind „Erfahrungsphilosophen des Herzens“, nicht des Kopfes. Ihr letztes und höchstes Ziel, das auch das unsere sein muß, ist „das Würdigste, Gott oder Christus um seiner selbst willen allein.“ Das innere Gefühl unserer Abhängigkeit⁴³ und der Trieb zur Vollkommenheit muß uns zu Gott führen. Das aber ist nicht Sache der „Vernunftweisen“. Sie sind „mehr für den Kopf als das Herz“ und sind in ihre Methode verliebt, weil sie keinen besseren Weg für menschenmöglich halten. „Das Reich der Vernunft ist wie eine sternenklare Nacht bey vollem Monde, wo man nebst diesem großen Himmelslichte noch tausend und tausend andere Lichtchen erblickt. Aber bey dem Allen bleibt es doch nur Nacht, und die allgemeine Helligkeit des Tages kann durch keine Kunst zu Wege gebracht werden.“

Obereits Mystik hat nichts Phantastisches oder Krankhaftes. Es ist die echte Mystik des Apostels Paulus (Gal. 2/20). Die

wahre Erkenntnis ruht in Gott und ist nur durch den passiven Verstand zu erringen. Der aktive Verstand begreift nur die Form, das Äußere, nicht den wesentlichen Inhalt. Fast genau dieselben Gedanken finden wir bei Pierre Poiret, auf den im „Weltüberwinder“ oft hingewiesen wird.

Die genannte Schrift war die hauptsächlichste Veranlassung, daß Zimmermann nun sein großes vierbändiges Werk über die Einsamkeit schrieb. Er war noch bei der Niederschrift, als Obereit, „dieser Held aus der Tiefe, dieser über alle Philosophen wie die Sonne über alle Sterne erhabene Lichtgeist, Nathurtheolog und Grundkenner des menschlichen Herzens mit aller Glorie, die sein Haupt umgibt, persönlich, unversehens und lichthell, in der Stadt Hannover erschien . . . sieht mich und wird mir gut.“⁴⁴ Das war im Jahre 1782. Obereit wohnte damals bei einem befreundeten Goldarbeiter, wo ihn Zimmermann zufällig kennen lernte. Er schildert ihn als „wundersame kleine Figur, in blauem Überrock, gelben Pantoffeln und kleiner, schwarzer, wollener Parucke. Wie ein Betteljude. Seine freie, erhabene Stirn, sein ehrliches Gesicht, die hellen, kecken schönen und doch zuweilen verschobenen Augen, sein freundlicher Mund kennzeichneten ihn als einen außergewöhnlichen Menschen.“⁴⁵ Zimmermann lud den treuerherzigen Obereit zu sich ein und veranlaßte ihn bei einem Mahle, an dem auch Zimmermanns Freundin, Frau v. Döring, teilnahm, seine Lebensgeschichte zu erzählen, die er dann im 8. Kapitel des 3. Bandes, das ganz dem „falschen Apostel der Einsamkeit“ gewidmet ist, mit beißendem Hohn karrierte. Robert Ischer schreibt: „man sieht nicht recht ein, warum Zimmermann sich an dem moralischen Siege über Obereit, dessen er sich rühmte, weil er den Schwärmer bei persönlicher Bekanntschaft für sich gewonnen, nicht genügen ließ; man begreift nicht, warum er es denn eigentlich für nötig hielt, den Kampf fortzusetzen.“ Es ist dies wohl begreiflich, wenn man bedenkt, von welcher krankhafter Empfindlichkeit Zimmermann war. Denn Obereits „Weltüberwinder“ hatte dem Autoritätsdünkel Zimmermanns zweifellos einen starken Stoß versetzt. Viele Stimmen erhoben sich gegen ihn. Darum suchte Zimmermann seinen Gegner mit allen Mitteln zu vernichten.

Noch war die scharfe Polemik gegen Obereit nicht erschienen, als dieser schon mit einer neuen Schrift gegen Zimmermann

auftrat, die sich auf die beiden ersten Teile des Hauptwerkes bezog. Er konnte die unfeinen, ungerechtfertigten und persönlichen Schmähungen nicht auf sich sitzen lassen. Es war die „Supplike an philosophische Damen zur Besänftigung der großen flammenden Autorschaft über die Einsamkeit des Herrn Hofrats und Leibarztes Zimmermann in Hannover. In drey Aufwartungen von dem Verfasser der Einsamkeit der Weltüberwinder J. H. Obereit, der Phil. Dr. Leipzig 1785. An die Frau Regierungsrätin von Döring,¹⁶ geb. Strube in Ratzeburg und an alle philosophischen Damen unserer nordischen Welt.“

„Meine gnädige Frau von Döring,“ schreibt Obereit, „werden nun wohl den ersten Ausspruch darüber thun, weil Sie sich sowohl für jenen Romanzier¹⁷ als für seinen erhabenen Gegner und Gönner zugleich und für diesen, wie billig, am meisten interessiert haben, ja von diesem großmütigen Geisteshelden selbst zur Schiedsrichterin zwischen ihm und jenem Romanzier bei dem sokratischen Gastmahl aller Dreyen erklärt, ernannt und beyderseits bekräftigt worden sind.“ Obereit weist auf ein Gespräch hin, das bei jenem Mahle Frau von Döring „auf das Tapet gebracht hat“: Es sollten sich „zwey gegenseitige Autoren“, die persönlich gute Freunde seien, „als Autoren einander nicht schonen. Allein rechtschaffene feindliche Generäle führen den Krieg nicht mit Schimpfen wie in seiner neuen Einsamkeit vor Augen ist.“ So wie es Pflicht der Damen sei, Friedensstifterinnen zu sein, so ist es edle Männerpflicht auch in der größten Hitze des Streites nicht weiter als auf Sachen zu gehen, und persönliche Vorwürfe, wenn solche vorfielen, nur auszuparieren, um sich standhaft bescheiden und doch der Sache nichts vergebend zurück zu ziehen.“ Ein geordneter Rückzug bringe mehr Ehre als eine gewonnene Schlacht. „Kann der größte Feind aller Schwärmerey was dagegen haben, wenn man auch schön gemeinnützig schwärmt? Es wird doch noch die größte Frage sein, was am Ende mehr rechtschaffenes gründlich dauerhaftes Gutes stiftet, ein Romanzier mit seiner Herzstärkenden Schwärmerey, oder Krafterhebung, aus immer gleich ewigen Lebensgründen von altem Adel des Geistes, oder ein lebhaft historischer und physisch mechanischer Hogarth mit seiner Gegenschwärmerey? Sie können einander helfen und temperieren zu einem Gleichmaße menschlicher Vollkommenheit auf Erden, das

wird klüger seyn als einander zu zerstören. Und nichts übrig zu lassen als Ruinen.“ Man sieht aus diesen Beispielen, daß Obereit weit entfernt ist, sich desselben gehässigen Tones zu bedienen, den Zimmermann fast auf jeder Seite seines Werkes anwendet.

Im folgenden weist dann Obereit in gemäßigten Worten alle die Schmähungen zurück, mit denen er belegt wurde. „Der Roman über die Einsamkeit mit allem Fleiß nochmals genau durchlesen, zeigt weder Schmähung noch Verfluchung, noch Verwerfung in die Hölle“. . . . „Ich nehme allen Schimpf für Scherz an, oder für einen Wolkenhauch von Hypochondrien. . . ja, nach meiner ganzen Herzensmeinung soll der tragische Streit und ganze abenteuerliche Heerkrieg ein lustiges Ende bekommen, ob er sich gleich nicht mit einer Heyrath beschließt.“ Obereit wollte kein Geschichtsschreiber sein, er wollte keine Beispiele zu eigentlicher Nachahmung aufstellen, keine Wanderungen in Wüsten und Einöden veranlassen, „nur reizende Denkmäler zur menschenmöglichsten guten Anwendung rechtschaffener Kräfte wollte er anweisen. Zu kluger Tapferkeit und tapferer Klugheit im Leben eines rein zweckvollen Geistes oder der Religiosität sei es dann einsam oder gemeinsam“. . . „So toll war er im Traume nie, daß er alle Einsiedler, Mönche, Nonnen vertheidigen oder auch nur entschuldigen wollte, so wenig als der Herr Leib-
arzt alle Ärzte.“⁴⁸

Diese „Supplike“ und Zimmermanns dritter Band der Einsamkeit erschienen gleichzeitig. Obereit tat das Gescheiteste, was er tun konnte: er ließ nichts mehr von sich hören. Wir wissen aber, daß er — versöhnlich von Natur — noch vor seinem Tode dem alten Gegner freudig die Hand zum Frieden bot, als dieser sie ausstreckte. Zu Ehren Zimmermanns wollen wir annehmen, daß er es damals wirklich einmal ehrlich gemeint hat.

IV. Obereit und C. M. Wieland.

Der Briefwechsel mit Wieland wird etwa 1755 aufgenommen. Die erste Nachricht darüber gibt uns Obereit am 21. November dieses Jahres. Er bittet Bodmer, „ihn künftig auch wie Herr Wieland ohne Weitläufigkeit zu titulieren.“ Gegenseitige schwär-

merische Neigungen haben den Grundstein zu dieser Freundschaft gelegt. Doch bald wandte sich Wieland von seiner seraphischen Überschwänglichkeit ab. Obereits Briefe zeugen davon. Trotzdem taten diese gegensätzlichen Ansichten der Freundschaft keinen Abbruch. Doch brauste der Verteidiger der Einsiedler und Anachoreten manchmal in ehrlichem Zorn auf, wenn Wieland seinen Lieblingen zu nahe trat. „Es ist in der Welt nicht leicht etwas für den gesunden Verstand unerträglicher, als wenn sich die Halbkenner einer Sache zu vollkommenen und inappellablen Richtern aufwerfen und einen Ton von Machtsprüchen mit flüchtigen Scheingründen annehmen, den sich kaum bei gut wahrscheinlichen Gründen ganze Kenner anmaßen.“ (Dez. 1758.) — Seit 1752 hielt sich Wieland bei Bodmer in Zürich auf. Gegen Ende des Jahres 1758 trug er sich mit dem Gedanken, nach der Heimat zurückzukehren, ein Plan, den er aber aufgab, als ihm sein Freund J. G. Zimmermann eine Hauslehrerstelle bei dem Rathsherrn Sinner in Bern verschaffte. Obereit hoffte damals Wieland persönlich kennen zu lernen. „Wenn Herr Wieland bei seiner Reise nach Biberach belieben sollte, mich mit seinem Zuspruch zu begünstigen, würde es vor eine sonderbare Ehre halten. Allein ich wünschte dann, eher von allen anderen Sachen mit ihm zu reden, als noch nötig zu haben über die guten Mystiker viel zu sprechen oder zu disputieren. Würde er sich nicht begründet genug sehen, sie unbedruckt zu lassen, wenn er, auch in dem flüchtig gewohnten Beurtheilen derselben zum natürlichen Xenophontischen⁴⁹ Sinn alle Zeit, wie billig, unendlich mehr vom natürlichen Sinn Christi hinzutäte, oder nur genug christliche Sanftmuth mit allem Ernst anzuwenden sich endlich um Gotteswillen erbitten und beschwören ließe.“ (2. Dezember 1758.)

Über Wielands Aufenthalt in Bern: „Herr Wieland ist also wohl disponiert sich in Bern franzisieren zu lassen. Vielleicht ist keine Literatur von allen Hrn. W. Temperamente angemessener als eben die französische, vielleicht wird er für keine einen beständigen *gôt* erhalten, der deutsch-brittische Verstand aber wird sich vielmehr, nur noch mehr als zuvor in französische *Douceur*, *Facilité* und *Vivacité* einkleiden, als sich völlig darein verlihren. Ein deutsch-britischer Geist wie oben in französischem Aufzug kann das einnehmendste Gegengewicht gegen einen gar

zu pour franzisierenden goût der erwähnten Berner seyn, die, wo sie nicht gut deutsch und brittisch scheinen mögen, doch noch besser griechisch und römisch zu sein wieder lernen dürften. — Nur eines misfällt mir noch ein bisgen an Hrn. W. Er scheint es sehr gern zu haben, daß man ihm schreibt und oft schreibt, aber auch nur auf kleine ausdrückliche Fragen mit wenigen Worten leicht zu antworten, scheint er gar zu vergessen. Ich dachte, es wäre unter uns ausgemacht, daß, wenn wir auch sonst garnichts einander schrieben, wir doch auf ausdrückliche Fragen von kurzem Inhalt einander antworteten. Wie angenehm ist es wohl, auch das wenige, leichte nicht von ihm zu erhalten? Das scheint beynahe französisch. . .“ (23. Juni 1759.)

Am 20. März 1760 reiste Wieland auf einen Brief seiner Mutter hin nach Hause, um die Stelle eines Kanzleidirektors in Biberach anzutreten. Drohende Wolken zogen sich in der Folgezeit über ihm zusammen. Die öffentliche Kritik warnte vor seinen Schriften und bedauerte den Mißbrauch seines Talentes. Von dem Dichter, der den Platonismus in der Liebe bekämpfte, schloß man auf den Menschen. Wieland war es sehr schmerzlich, in der Achtung seiner Freunde gesunken zu sein. Selbst Zimmermann und Wielands Freundin Julie von Bondeli glaubten an seine Unmoralität. Auch Obereit zweifelte. „Näheren Nachrichten zufolge thut die Göttin Chicane nicht nur stürmische Anfälle auf ihn, sondern hat ihn ganz erobert und sogar zu ihrem zahmen Sklaven gemacht, daß er, wie von einem poculo Circes verwandelt, mehr ein offenbarer Korrupter und Eversor als Restaurator Patriae sein zu wollen scheint. Er soll seinem Patronen, einem offenbar liederlichen, lügenhaften ärgerlichen geistlichen Kandidaten, vormaligen löblichen Komödianten zu einer Pfarrstelle in B. haben verhelfen wollen, ohngeachtet der größten motuum die von dasiger Geistlichkeit, Bürgerschaft dagegen gemacht wurden.“ (5. September 1761.)

„Ach nur zu wahr sind die traurigen, die entsetzlichen Nachrichten! Ich kann keine Thränen hierüber vergießen, ich bin in einer Art von Wut ihn augenblicklich aus dieser Hölle zu reißen, wenn ich könnte. Wäre ich reich, 1000 Thl. oder mehr des Jahres würde ich mit Freuden nicht achten, ihn mir auf ewig zu verbinden. O er soll ein Plato werden für die Welt, aber ein Dionys hat ihn verdorben, beynahe verschlungen;

rettet, o Tapfere und Großmütige! Ich kann nichts anderes als Feuer! schreyen. Aber die Rettung, wo sie jemand, ein großer Patriot unternimmt, wird doch mit großer Klugheit müssen geschehen. . . ." (15. September 1761.)

„Habe die nachtheiligen Gerüchte über ihn nicht glauben wollen, aber schließlich nachgeben müssen, ob ich gleich selbst leicht glaube, daß das gemeine Geschrey, welches ich nicht achte, manches verstelle und theils vergrößere. Allein der Fond muß doch nicht mehr gut seyn. . . . Er muß freylich vom Fluß Lethe getrunken haben, daß er in seines Patrons unterirdischen Zirkel gekommen, gäbe Gott, daß ihn nicht gar eine Circe so bezaubert hat! Ich habe schon selbst auch daran gedacht, ob Sie nicht auch einen jungen Freund dahin ingeheim schicken können, um die möglichst beste Kundschaft von ihm einzuziehen und zu sehen, was bey ihm noch Gutes möchte zu thun sein? Ich werde, so viel immer möglich mich um alle seine Bekantschaften erkundigen, ob etwan eine gute darunter ist, wodurch ihm was dienliches beigebracht werden könnte!“ (25. Sept. 1761.)

„Endlich hat mich die gütige Vorsehung so glücklich gemacht, die Wahrheit am genauesten und gründlichsten theils von unserm Hrn. Wieland selbst, theils von einem wahren Freunde desselben, der hier angekommen, zu vernehmen, und den Ursprung aller nachtheiligen Nachrichten zu ergründen, die mir eine sehr lange Zeit hindurch von ansehnlichen und sonst wegen Hrn. W. unparteyischen Männern zugekommen, welche aber gewaltig von Feinden hintergangen worden sein müssen. Es ist fast kein Punkt, der nicht ganz verstellt und verkehrt worden und die ärgste eidliche Aussage, die auf Hrn. W. geschehen, kommt von einem liederlichen oft betrunkenen und wahrscheinlich für Geld feilen Menschen her. Das ist das erste Mal, daß ich durch lange fortgesetzte und gehäuften nachtheilige Berichte, die unparteyisch und mit Bedauern und Mißvergügen begleitet schienen, eingenommen worden, es soll aber auch das letzte Mal seyn, da ich sonst allemal der Letzte gewesen, der eine Freundschaft abgehen lassen, wenn der andere Theil nicht mehr wollte. Unser I. Wieland hat mir natürlich als der alte eifrig bestens gesinnte geschrieben. Er hat längst die äußerste Verdorbenheit seiner vaterländischen Republik so sehr eingesehen und erfahren, daß er ihr nicht einmal einige Erleichterung, geschweige

Verbesserung oder Restauration zuwege zu bringen hoffen kann, und eifrigst sich, wie Loth aus Sodom weggewünscht in irgend ein otium pythagoricum, dessen Süßigkeiten er einigermaßen zu Zürich genossen. Gott sey tausendmal Dank, daß es so gut ist! Sein Freund, Herr Usler, Haupt einer Schauspielergesellschaft, so hierher gekommen, ist vier Wochen in Biberach gewesen und spricht von Hr. Wieland, wie alle Freunde, die ihn genau kennen, woraus ich gesehen, daß er sich nicht verändert.“ (9. Nov. 1761.)

Auch Wieland hatte, wie Bodmer, an Obereit in literarischer Beziehung eine Hilfe. Er machte Verleger ausfindig und sorgte für den Vertrieb von Wielands Schriften. So teilt er am 25. September 1762 Bodmer mit, daß er das Manuskript des „Agathon“ erhalten habe. Zwei Monate später äußert sich Wieland auch Zimmermann gegenüber: „Agathon est encore au prison chez mon ami, le très mystique Obereit, à qui je l’ai confié, n’ou qu’il m’en donne son avis (ce qu’il fera cependant sans être prié) mais pour qu’il m’en cherche un libraire . . .“ Sein Urteil gibt Obereit am 25. Januar 1763 ab: „Hrn. Wielands Agathon ist ein enthusiastischer Jüngling, beynahe wie Wieland selbst, sehr gern ein völliger Philosoph, wenn er nicht eine zu reizende Imagination hätte, gern lauter Geist, wenn ihn kein plumper Leib zur Erde neigte, gern voller Tugend, wenn nicht die Menge Schwachheiten p. zu verdrießlich verhinderte . . . Ich habe Hr. Wieland einen andern Charakter einst nach Belieben in einem Roman auszuführen vorgeschlagen, der natürlich genug einen gutherzigen und wohlgesinnten Menschen, wie er theils durch eigene, theils durch anderer Fehler und Unfälle, immer behutsamer, eifriger und stärker in der Tugend wird, vorstellen möchte.“ (25. Januar 1763.)

Allerlei Sorgen und Pläne, sich eine bessere Existenz zu schaffen, seine Heirat, ließen Wieland den Freund in den nächsten Jahren vergessen. Erst als er durch den Kurfürsten von Mainz als Professor der Philosophie und Kurfürstlich Mainzischer Regierungsrat nach Erfurt berufen wurde, gedachte er Obereits wieder und verlieh ihm als „Comes Palatii Caesarei“ den Titel eines Doktors der Philosophie. „Er erteilte mir diese akademische Ehre augenblicklich sans façon mit allem Vergnügen. . . . So viel ist gewiß, daß ich diese Freundschaftserneuerung nicht um ein ganzes Königreich gäbe.“ (18. April 1769.)

V. Obereit und Goethe.

„Volk und Knecht und Überwinder
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit!“

Ob Goethe wohl bei obigem Ausdruck an den „Weltüberwinder“ Obereits gedacht hat? ⁵⁰ Es ist wahrscheinlich, denn Goethe hat wohl von dem „Theuergischen Wesen“ schon im Sommer 1775 durch J. G. Zimmermann, den er auf der Rückreise von Italien in Straßburg kennen lernte, gehört. Kurz vorher war ja Obereits „Verteidigung der Mystik und des Einsiedlerlebens gegen Zimmermann“ erschienen, welche Schrift der Angegriffene selbst herausgegeben hatte. Vielleicht wurde auch Goethe während seines achttägigen Aufenthalts bei Bodmer in Zürich (Juni 1775) durch diesen oder durch Lavater oder Pfenninger — beide auch Freunde Obereits — auf den Lindauer Arzt aufmerksam gemacht. Hielt sich doch in jenen Tagen auch Obereits Theantis unter dem Schutze Lavaters und anderer Freunde in Zürich auf. — Obereits „hermetischer Lebenslauf“ mußte ja in Goethe verwandte Saiten erklingen lassen. Der Jüngling Goethe hatte selbst seinerzeit in Kolben und Retorten eine „jungfräuliche Erde“ herzustellen versucht. Noch 1770 war die Chemie seine Geliebte. Er hatte den Faust im Herzen, als er seine Schweizerreise antrat. Die Behauptung ist gewagt, aber doch nicht ganz von der Hand zu weisen, daß einzelne Züge des Lindauer Alchymisten in den Faust übergingen.

Das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar hat 4 Briefe Obereits an Goethe aus den neunziger Jahren im Besitz. Briefliche Beziehungen wurden schon früher eingeleitet. 1779 schreibt Bodmer an Schinz, daß „Obereit mit den Weimarnern korrespondiere. Er habe ihm mitgeteilt, daß Goethe und Herder sehr von seinem (Bodmers) Homer eingenommen seien.“

Es ist das trübe Schicksal eines verarmten, alten und kranken Mannes, von dem uns die wenigen Briefstellen bei Goethe erzählen. Anfänglich ging es Obereit noch erträglich, er lebte im Hause Wielands⁵¹ und erschien bisweilen im Kreise Goethes und seiner Freunde. Lange aber behagte es dem ernstesten Philosophen in dem Weimar, das nach und nach alle Sturm- und Dranggenies an sich zog, nicht. Es trieb ihn bald nach dem Brennpunkte der neuesten Philosophie, und er verlebte seine letzten Jahre in

Jena. Dort unterstützten ihn zahlreiche Freunde, auch war er Gast an verschiedenen Freitischen und machte Schillers Bekanntschaft, der 1789 seinen Wohnsitz in Jena aufgeschlagen hatte. Trotz seiner besorgten Freunde fehlte es dem armen Philosophen oft am Nötigsten. Goethe unterstützte ihn von Weimar aus weiter. 1792 schreibt er an F. Jacobi: „Ich dachte diese Weihnachtsfeiertage nach Jena zu gehen, Gutenhofen und Obereit das Geld zu bringen, da mir der Plan fehlschlug, schickte ich beydes durch einen Boten und hier sende ich die Quittung. Du wirst gestehn, daß die Obereitische ihre zwey Carolin werth ist, er soll auch sogleich ein Clafter Holz haben, damit sein kosmopolitischer Heerd besser leuchte, obgleich, wie Du siehst, diese Art Jünger keiner äußeren Hilfe bedürfen, sondern selbst immer hülfreich sind.“ Besonders im Winter 1794 befand sich Obereit in sehr elender Lage. Schon am 5. November dieses Jahres wandte er sich an Goethe: er habe gehofft, Goethe mit einer philosophischen Schrift, seiner „Finalvernunftkritik“ aufwarten zu können, doch habe sich die Drucklegung verzögert. „Noch mehr der wichtigsten Arbeiten besten Gemeinnsinns stehen mir bevor.“ Zum Schlusse klagt er über den nahen Winter und empfiehlt sich „höchster Protection und Nachhülfe.“ Ein zweites Schreiben vom 20. Dezember berichtet von höchster Not. Obereit kann die Erfordernisse des täglichen Lebens nicht mehr bestreiten und leidet sehr unter der Kälte. „Wie auf einsamem Meer in der einsamen Christenheit muß ich Notschuß thun: Um Gottes und aller Himmel Willen zu Hilfe!“⁵² In denselben Tagen⁵³ schreibt Voigt an Goethe: „Fichte schreibt mir, daß vorgestern der arme Obereit den letzten Sechser ausgegeben hat und daß, wenn eine kleine Beysteuer von höchster Milde nicht erfolge, eine Collekte unter den Studenten nöthig seyn werde, die ihn aber zu tief herabsetzen würde. Sollte nicht von Jena aus dieser Notiz halber ein kleiner Anstoß Serenissimo gegeben werden können? Vielleicht durch ein Briefchen des armen Philosophen?“ Auf diese beiden Briefe hin schreibt Goethe am 25. Dezember an Schiller: „Wegen des alten Obereit schreibe ich Ihnen heute noch ein Wort. Er scheint in großen Nöten zu sein; ich habe 20 Rthr. für ihn, die ich Ihnen Sonnabend schicke. Wollten Sie ihm wohl indeß etwas reichen? und überhaupt das Geld bei sich behalten und ihm nach und nach etwas geben, denn er

wird nie mit diesem Werkzeuge umzugehen lernen.“ Schiller antwortet am 2. Januar 1795: „Ihre Aufträge wegen Obereit werden besorgt. Gegenwärtig hat er noch zu leben, weil ihm von Meiningen Geld geschickt worden ist. Etwas von den 4 Louisdors wird man notwendig auf seine Bekleidung wenden müssen, besonders, da man ihm dadurch die Möglichkeit verschafft, fremde Tische zu besuchen.“

Mit dem dritten uns überlieferten Briefe Obereits an Goethe (vom 5. August 1795) schickt er 4 Exemplare einer philosophischen Schrift (Vorarbeiten zu seiner Finalvernunftkritik). Drei davon sind für die „Hochfürstlichen Durchlauchten“ bestimmt. Erst am 30. Dezember 1795 kann er endlich seine Finale Vernunftkritik übersenden. Der betreffende Begleitbrief ist im Goethejahrbuch 1907 (J. H. Obereit von Dr. Thomas Stettner) abgedruckt. Es ist jenes Schreiben, das Goethe am 30. Dezbr. 1795 Schiller gegenüber erwähnt: „Hierbei ein Brief von Obereit, der in seiner Art wieder recht merkwürdig ist, ich will sehen, daß ich dem armen alten Manne etwas von unseren Herrschaften herausbettle.“

Damit sind die Angaben über das Verhältnis Obereits zu Goethe erschöpft. Über seine in den Briefen an Goethe öfters erwähnte „Final-Vernunft-Kritik“ schreibt er 1795 an Schlichtegroll: „Gegen Ende des Dresdener Aufenthalts⁵⁴ schickte mir M. Zwanziger von Leipzig seinen Commentar über Kants praktische Vernunftkritik. Darüber schrieb ich frisch noch in Dresden die Finale Vernunft-Kritik, absolut realteologisch, und zu gleicher Zeit ohngefähr stund in Jena mit Fichte der kritische Realismus auf, nachdem die größten neuen Skeptiker Aenesidemus und Maimon die Unhaltbarkeit der Idealkritik ohne Realität gezeigt hatten. So kam ich denn eben recht zurück nach Jena zum neuen Realkritizismus, dergleichen ich längst gewünscht und wornach eben der Orginalgemeinsinn zielte und Übergang bereitete. Da fügte ich dann in Jena zur Finalen Vernunft-Kritik eine reale Syntheokritik, von realistischem Syntheismus in Grundlagen, wo Grundformen unseres geistigen Wesens und Grundgehalte vollkommen ineinander passend beysammen sind. Nach realkritischer Methode, die formal und real in Grundveste des Seyns suppliert, was der Idealkritik mangelt. Damit beschließe ich nun meinen Cursum philosophicum, nachdem ich von meinem 12. Jahre, immer mich unpartheyisch bis nun in mein 70. Jahr, Gottlob, munter und frisch in Kopf und Herzen erhalten. Allein übrigens mahnen mich Altersschwachheiten und Leiden in Gliedern zur allmählichen Retirade en bon ordre.“

VI. Anmerkungen.

(Die mit * bezeichneten Anmerkungen verdanke ich Herrn Prof. Dr. K. Borinski.)

- 1: 1883 durch das Verdienst Crügers s. Literaturangaben S. 38.
- 2: Brief an Bodmer vom 12. April 1761.
- 3: In K. Ph. Moritzens Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, Bd. 9, 3. Stück S. 87 Anm.
- 4: Gestorben 1753.
- 5: Gestorben 1680.
- 6: Gestorben 1717.
- 7: Magazin zur Erf. Seelenkunde, Bd. 9, 2. Stück.
- 8: Verzeichnet in Jakob Gradmanns „Gelehrtem Schwaben“, Ravensburg 1802.
- 9: Jakob Hermann schreibt sich als einziger der Familie mit einem „r“; in einem Briefe an den Landsfährnich Zellweger-Hirzel sogar Obereid. Goethe schreibt an einer Stelle Oberried.
- 10: Theantis und ihr Schweizerphilosoph. Mag. zur E. S. K. 9. Bd. 3. Stück.
- *11: Anhänger der Phlogistentheorie Stahls. Geb. 1677, Mitglied der Berliner Akademie. 1737 Professor der Chemie. Er lehrte an dem damals neu errichteten Collegium medico-chirurgicum als Professor der theoretischen, nach Neumanns Tode auch der praktischen Chemie.
- 12: Später stellte er sich ihm kritischer gegenüber und warf ihm „gewaltsame Erhebungen“ vor.
- 13: Nekrolog auf das Jahr 1798. S. 33 ff.
- 14: S. Crügers Entdecker der Nibelungen. S. 6 ff.
- 15: 18. April 1769 an Bodmer.
- 16: Über die Einsamkeit. 3. Bd. S. 33 ff.
- *17: Diese auffallende an Hamann erinnernde Probe persönlichen Stils mahnt Obereits Beziehungen zum „Magus des Nordens“ nachzugehen. Dieser erwähnt Obereit zweimal in seinen Briefen an Jacobi (Gildemeister III 151. 302) als Orthodoxer nicht sehr günstig. Doch nimmt er sich des „armen Obereit“ gegen Zimmermann an (in Gildemeisters Hamann-Studien S. 660).
- 18: Mag. z. Erf. S. K. 9. Bd. 3 Stück.
- 19: Über die Einsamkeit. 3. Buch. S. 38.
- 20: Einsamkeit der Weltüberwinder, S. 94.
- 21: „Vor hundert Jahren“. Elise v. d. Reckes Reisen durch Deutschland von Sophie Becker. Sammlung Spemann. S. 88.
- 22: Vergl. Noack, philosophisch-geschichtliches Lexikon. (Wohl aus Jenenser Lokaltradition.) S. 639.
- 23: S. Schlichtegrolls Nekrolog.
- 24: Und zwar die wichtige Handschrift C.

- 25: 1557 hatte Hans Sachs seine Tragödie vom „hörnen Siegfried“ verfaßt. Damit hatte man zum letzten Mal von den Nibelungen gehört. — Rein als historische Quelle erwähnt die Nibelungen in demselben Jahre Wolfgang Lazius „de gentium aliquot migrationibus“ etc. libri XII (Basil 1557).
- 26: Vergl. Zarncke Nibelungenlied, Einleitung.
- 27: 29. August 1758 an Bodmer.
- 28: 27. Dezember 1757.
- 29: 23. Juni 1768.
- 30: 14. Oktober 1769.
- 31: Johann Adolf Peter Gries: Homers Ilias in deutsche Verse übersetzt. 1. und 2. Buch Altona 1752.
- 32: Michael Dietrich Blohm: Homers Ilias in deutsche Verse übersetzt. 1. 2. 3. Buch Altona 1751. 4. 5. 1754 ebenda.
Vergleiche auch Dr. Adalbert Schröter: Geschichte der deutschen Homerübersetzung im 18. Jahrhundert. Jena 1882.
- 33: „Der neue Rechtschaffene“, eine Wochenschrift Lindau 1767 bei Jakob Koch. Herausg. von Joh. Christ Seidel.
- 34: Inkel und Iariko Lindau 1756.
- 35: Lindau bei Jak. Otto 1768.
- 36: Archiv von der schw. Kritik von der Mitte des Jahrh. bis auf gegenwärtige Zeiten. 1768.
- 37: In Nicolais „Briefen über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften“ wurden die Schweizer und besonders Bodmer in Bezug auf seine christlichen Epen heftig angegriffen.
- 38: J. G. Zimmermanns Leben und Werke, Bern 1893.
- 39: Mystiker und Jünger der Madame de Bourignon; vergl. über diesen Lothringer und seine Beziehungen zu Deutschland Borinski, Balt. Gracian und die Hofliteratur in Deutschland (Halle 1894) S. 99 ff.
- 40: Ninon de Lenclos, galante Französin 1616—1706.
- * 41: Therese von Jesu, Carmeliterin in Altkastilien 1515—1582. Über sie im Hinblick auf die literarische Entwicklung (Fenélon) vergl. jetzt Max Wieser in seinem (leider publizistisch ausgebautem) Buche über Fenélon, seine Quellen und seine Wirkungen: „Deutsche und Romanische Religiosität“, Berlin 1919, S. 5 ff.
- 42: Vergl. auch H. Ratjen: Kleucker und Briefe seiner Freunde Göttingen 1842.
- * 43: Es läßt sich wohl annehmen, daß Schleiermacher, der theologische Ausgestalter dieses Begriffs, die Schrift Obereits in seiner Jugend gelesen habe.
- 44: Über die Einsamkeit Bd. 3.
- 45: Die Beschreibung Zimmermanns trifft zu. Es ist ein Bild Obereits vorhanden und im Besitze von Frau Oberschulrat Obereit in Chemnitz.
- 46: Zimmermann hatte sein Hauptwerk derselben Dame gewidmet.
- * 47: Für das Aufkommen des Schlagworts „Romantiker“, wie des Begriffs „Romantik“ scheint die Verwendung dieses Ausdrucks in einem Briefe des Jahres 1785 bedeutsam.
- 48: Ischer wirft Obereit vor, daß er in dieser Schrift seine Belesenheit und Gelehrsamkeit durch lateinische, griechische, französische, englische

und italienische Brocken, die er mit großer Selbstgefälligkeit bei jeder Gelegenheit eingestreut, glänzen lasse.“ Diesen Eindruck habe ich durchaus nicht. In der ganzen Schrift finden sich nur folgende Zitate bezw. Ausrufe in fremden Sprachen: nil admirari, si tacnisses, Philosophus mansisses, Dii meliora, evviva, viva, viva, car tel est notre plaisir. Gewiß sehr wenig in jener zitatenumfüllten Zeit!

*⁴⁹: Diese Anspielung ist wohl durch den Xenophontischen im Gegensatz zum Platonischen Socrates zu deuten.

*⁵⁰: Die Verse aus dem Westöstl. Divan (Buch VIII „Suleika“ Nr. 19 [21]), datiert Heidelberg, 25. Sept. 1815, können sehr wohl den durch Obereit aufgebrauchten Titel für Asketen im Gedächtnis haben. Im Sinne haben sie ihn gewiß. Nur der harmlose Klassizismus Düntzers kann hier im „Überwinder“ den Herrscher sehen wollen. Die wunderliche Zusammenstellung des ersten Verses illustriert offenbar das, was man heute „Sklavenmoral“ nennt, der der Dichter mit einer, mystisch gewendeten, Herren- und Genußmoral gegenübertritt. Der Hinweis möge dem Mißbrauch entgegenwirken, der seit der Berliner Ibsen-Literatur (O. Brahm „H. Ibsen“) in der Presse mit diesen durchaus mystisch-asketisch gemeinten Versen getrieben wird!

*⁵¹: Vergl. Wielands Brief an Merk vom 8. Nov. 1782.

*⁵²: Diesem Brief liegt ein Gedicht „Sehnsucht, Für Urania“ bei, das mit „Abaris“ unterzeichnet ist. Es lautet:

„Könnst' ich doch ausgefüllt einmal

Von dir, o Liebe! werden! —

Ach! tiefe lange Durstesqual,

Wie dauert sie auf Erden!

Könnst' ich nur ausgeleert einmal

Durch dich, o Himmel! werden,

Von mir weg in dein Liebes-All!

Allfaßend schon auf Erden!

Und wärest du, Liebe! Thränenthal

In Tiefen dieser Erden:

Zerflöß' ich doch in dir einmal,

Die Qual müßt' Liebe werden,

Verlör' ich mich dann in dein All

O seliges Entwerden!

Da schwände hin die tiefste Qual

In dir, o! schon auf Erden.

So viel ich mich dann fänd' im All,

Wie neu würd' ich da werden!

Ein allanziehend Liebesmahl,

Ein Himmels-Reich auf Erden!“

*⁵³: Ende 1794 „Mittwoch“. Obereits Brief vom 20. Dez. ist vom Sonnabend.

*⁵⁴: Obereit unterbrach noch einmal für kurze Zeit seinen Jenaer Aufenthalt, unterrichtete drei Söhne seines Bruders in Dresden, kehrte aber Pfingsten 1794 wieder nach Jena zurück.

VII. Obereits Schriften.

1. Neugegründete phasische Betrachtungen über einige chirurgische Materien, als große Zerquetschungen, den heißen und kalten Brand, die äußere und innere Beinfäule. Lindau 1751.
2. Jac. Herm. Obereidii Arbore felix — Helvetii Chymiatri Lindaugia Acroniani Academiae Scientiarum Electoralis Boicae Sodalis Universalis Confortativa Medendi Methodus, Dispuisitiō Nova Carolsruhæ MDCCLXVII.
3. Beitrag im „Neuen Rechtschaffenen“ 145. Stück Lindau 1766 bei Jakob Koch.
4. **Erster Titel:**
Ein Zimmermanns-Handlanger von Liebesenthusiasten, und der allerefreysten Republik der Einsamen. Kiriath Sepher der Freymäurerinnen. Im Jahre der Welt 7275 aus der Bergschotten Loge, sub Rosa.
Zweiter Titel (von J. G. Zimmermann):
Vertheidigung der Mystik und des Einsiedlerlebens gegen Herrn Leibarzt Zimmermann in Hannover von Jakob Hermann Obereit, Dr. der Philosophie im Bodensee. Frankfurt 1775
5. Ursprünglicher Geister- und Körperzusammenhang nach Newtonischem Geist. An die Tiefdenker der Philosophie. Augsburg 1775.
6. Einfältige Fragen eines Layenbruders über die Bremische Prüfung der Lavaterischen Meynung von der Glaubenskraft. Berlinische Betrachtungen der Wundergaben. Schwärmerey, Toleranz, Spötereiy und Priesterschaft. Frankfurt und Leipzig 1776.
7. Gamaliels, eines philosophischen Juden Spatziergänge über die Berlinischen Wundergaben von dem lakonischen Philosophen Obereit. Herausgegeben, ausgefegt und poliert, auch mit Titel, Vorrede und vielen Anmerkungen begleitet von dem ehrwürdigen Herrn Konrektor Kleuker in Osnabrück. Konstantinopel (Minden) 1780.
8. Die Einsamkeit der Weltüberwinder nach inneren Gründen erwogen von einem lakonischen Philantropen. Mit Anmerkungen des Herausgebers. Leipzig 1781.
9. Die Natur und die Heiden über Steinbart; ein Gespräch bey dem Promenieren. Erster Beytrag zu Steinbarts Zusätzen und Bestätigungen seines Systems der Glückseligkeit. Leipzig 1781.
10. Zweyter Beytrag. Ebenda 1782.
11. Gespräch im Traum über eine neue Reformation der geistlichen Orden und der Kirche; ein Pendant zu der Einsamkeit der Weltüberwinder und zum Gespräche zwischen Waldern und Diethelm im Teutschen Merkur. Amsterdam und Leipzig 1783.
12. Supplike an philosophische Damen zur Besänftigung der großen flammenden Autorschaft über die Einsamkeit des Königl. Großbritanischen Herrn

- Hofrats und Leibarztes Zimmermann in Hannover. In drey Aufwartungen von dem Verfasser der Einsamkeit der Weltüberwinder J. H. Obereit der Philosophie Doktor. Leipzig 1785.
13. Gerade Schweitzer-Erklärung über die allverderbliche Exjesuiterey und Anekdotenjagd gegen einen neuen Rosenkreuzbruder in der Berliner Monatsschrift August 1785. Jena 1785
14. Die verzweifelte Metaphysik (ohne Angabe des Druckortes) 1787.
15. Der wiederkommende Lebensgeist der verzweifelten Metaphysik. Ein kritisches Drama zur neuen Grundkritik vom Geist des Cebes. Berlin 1787.
16. Aufklärungs-Versuch der Optik des ewigen Naturlichtes bis auf den ersten Grund aller Gründe zur tiefsten Grundkritik des reinen Verstandes. Berlin 1788.
17. Maasstab und Kompaß aller Vernunft in der allgemein Ziel und Maaßgebenden Gleichgewichtswissenschaft, aus dem Vollkommenheitsgrunde. Meiningen 1789.
18. Erz-Räthsel der Vernunft-Kritik und der verzweifelten Metaphysik; in der Unmöglichkeit eines Beweises und Nichtbeweises vom Daseyn Gottes aus Wesensbegriffen. Meiningen 1789.
19. Critische Spatziergänge zum Ziele der Vernunft in elysaeischen Feldern; vom Geist der verzweifelten Metaphysik. Meiningen 1789.
20. Das offene Geheimnis aller Geheimnisse, die Naturquelle moralischer und physischer Wunder, zur Entwikkelung der höchsten Magie des Orients (in Rücksicht auf die Aufsätze über Wunder im J. M. grauen Ungeheuer etc.) Meiningen 1789.
21. Die spielende Universalkritik der ganzen Weltvernunft in einem Gleichgewichtsspiel über alles zum höchsten Zweckrecht; ein Göttergespräche, gesellig eröffnet durch alte Musensöhne, Gotthard Nulle und ungenannte; Brüder des alten architektonischen Ordens. Friedberg (Freyberg) u. Leipz. 1790.
22. Beobachtungen über die Quelle der Metaphysik, von alten Zuschauern veranlaßt durch Kants Kritik der reinen Vernunft. Meiningen 1791.
23. Wiederruf für Kant, ein psychologischer Kreislauf. Im Magazin zur Erfahrungsseelenkunde. Herausgeg. von Karl Phil. Moritz und Salomon Maimon. 9. Bd. 2. Stück. Berlin 1791.
24. Schreiben des Herrn Obereit an Salomon Maimon, ebenda 3. Stück.
25. Theantis und ihr Schweizerphilosoph, eine psychologische Geschichte. Ebenda.
26. Der freye Einsiedler mitten in der Welt, nach der Seelenerfahrungskunde. Ebenda 50. Band 2. Stück. Berlin 1793.
27. Finale-Vernunftkritik für das gerade Herz, zum Commentar Herrn M. Zwanzigers über Kants Kritik der praktischen Vernunft; mit neupragmatischer Syntheokritik. Actostatik und Utistatik. Nürnberg 1796.

VIII. Literaturangaben.

Ungedrucktes:

Briefe Obereits an Bodmer, Stadtbibliothek Zürich.

Brief Obereits an Landsfährnich Johann Zellweger-Hirzel, Kantonsbibliothek Trogen (Appenzell) Ms. 77. Bd. 1.

Akten des Lindauer Archivs, Faszikel „Hebammenordnung“.

Obereits Briefe an Goethe, Goethe-Schiller-Archiv Weimar.

Gedrucktes:

a) zeitgenössische Literatur

Johann Georg Zimmermann: Über die Einsamkeit. Bd. 3. Leipzig 1784.

„Vor hundert Jahren“, Elise von der Reckes Reisen durch Deutschland 1784—1786 nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker. Herausgeg. v. Lic. Dr. G. Karo und Dr. M. Geyer. Stuttgart Verlag Spemann.

Das gelehrte Teutschland v. Georg Meusel, 1797.

Das gelehrte Schwaben oder Lexikon der jetzt lebenden schwäbischen Schriftsteller. Herausgeg. v. Joh. Jakob Gradmann. Ravensburg 1802.

Schlichtegroll: Nekrolog auf das Jahr 1798, Jahrg. 9, Bd. 2. Gotha 1803.

Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde in den Jahren 1751—1810. Herausg. v. Geßner, Zürich 1815.

C. M. Wielands Briefe an Sophie von La Roche. Herausgeg. v. Franz Horn, Berlin 1820.

Goethes Briefe an Schiller, Frau von Stein, Jacobi, C. G. Voigt. Sophienausgabe.

b) spätere Literatur

Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften von J. S. Ersch und J. G. Gruber Leipzig 1830.

Allgemeine deutsche Biographie (H. A. Lier).

Bibliographie der Freimaurerei von Georg Kloß. Frankfurt 1844.

Friedrich Bülow, Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen. Sammlung verborgener und vergessener Merkwürdigkeiten. Bd. 1. Leipzig 1850.

Nouvelle Biographie Générale Depuis les temps les plus régulés jusqu' à nos jours. Paris 1862.

Eduard Bodemann, Zimmermanns Leben und ungedruckte Briefe von ihm. Hannover 1878.

Philosophisch-geschichtliches Lexikon von Noack. Leipzig 1879.

Johannes Crüger, Der Entdecker der Nibelungen. Frankfurt 1883.

Rudolf Jscher, J. G. Zimmermanns Leben und Werke. Bern 1893.

Goethejahrbuch 28. Bd. 1907 (Dr. Thomas Stettner).

Geschichte der Stadt Lindau im Bodensee. Im Auftrag der Stadtgemeinde herausgeg. v. Dr. Wolfart. Lindau 1909.

O. F. Gensichen, Der Entdecker der Nibelungen, Rheinisch-Westf. Zeitung Nr. 87.

Lebenslauf.

Als Sohn des Postsekretärs Berthold Zehme und seiner Frau Adele, geb. Martin, bin ich am 11. Mai 1891 in Stockach (Baden) geboren. Nach Versetzung meines Vaters nach Konstanz a. B. besuchte ich dort 4 Jahre die Volksschule und darauf das humanistische Gymnasium, welches ich im Juli 1912 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Nach kurzen medizinischen Studien in Heidelberg wandte ich mich schon im zweiten Semester literarischen und philosophischen Fächern zu. Vom Wintersemester 1913 ab war ich in München immatrikuliert. Durch den Krieg wurde mein Studium vom Sommer 1915 bis Winter 1918 unterbrochen.

Ich hörte Vorlesungen bzw. nahm an Seminarien und Übungen teil bei:

Baeumker, Borinski, Braus, Burger, Grützmaker, Güttler, v. Jagemann, Kehrer, Kieckers, Kutscher, Lenard, v. d. Leyen, Maußer, Hans Meyer, Muncker, Paul, Pfänder, Streitberg, Troelsch, v. Waldberg, Wells, Wilhelm.

